

Susanne Wiborg

Gartenszeit

*Die besten Kolumnen
aus der ZEIT*

Mit Illustrationen
von Julia Guther



Verlag Antje Kunstmann

Inhalt

Wie ich lernte, den Liguster zu lieben	7
Frühling extrem	13
Prinzip Hoffnung: Helleborus	19
Enthemmte Amphibien	25
Wer ohne Sünde, der werfe den ersten Stein: Flieder	31
Hang zum Höheren: Kleiber	35
Magischer Teppich: Waldmeister	43
Sittenlos, fröhlich und unwiderstehlich: Akeleien	51
»Blush Noisette«	59
Fußballgarten	67
Endlich Hornissen!	73
Ernte im Zeitraffer: Zucchini	79
Tauben-Slapstick	87
Dunkle Schönheit	93
Die Entdeckung der Langsamkeit: Schnecken	99
Darwin für Gärtner	107
Frust und die Folgen: Pastinaken	113
Kein Winter	121
Mein Team von der Abfallwirtschaft	127
Malus, der Marode	135

Wie ich lernte, den Liguster zu lieben



Angefangen hat es ganz harmlos. Ich wollte die Straße fegen und zog am verlockend frühlingshaften Valentinstag zum ersten Mal wieder die Gartenjacke an. In der Tasche spürte ich ein vertrautes Gewicht: die Rosenschere. Gut lag sie in der Hand, und der Liguster in meiner alten Hecke sah geradezu provozierend struppig aus. So knipste ich ein paar der allzuweit hervorstehenden Ästchen ab, und das fühlte sich noch viel besser an: Endlich wieder Gartenarbeit! Ich schnipste also, während die Sonne schien, die Zeisige sangen und die Schneeglöckchen blühten, beschwingt noch ein bißchen weiter. Und noch ein bißchen. Je mehr ich mich der verholzten Mitte näherte, desto anstrengender wurde es. Und da ging ich plötzlich in die Falle, die jedem schnittfreudigen Gartenbesitzer

durchaus vertraut ist: das Spiel mit der Schere begann zu kippen, zunächst ins Sportliche, dann ins Ehrgeizige, bis das lockere Vergnügen zum ingrimigen Zweikampf Mensch gegen Gehölz ausgeartet war. So etwas passiert normalerweise eher starken Männern an schwerem Schneidgerät, weshalb es sich dringend empfiehlt, sie mit steigendem Adrenalinspiegel sorgsam von jedem Gewächs fernzuhalten, auf dessen weiteres Wohlbefinden man – vielmehr: Frau – noch irgendwelchen Wert legt.

Diesmal aber, es muß die Sonne gewesen sein oder die Nachwirkung des langen winterlichen Entzuges, sozusagen der gärtnerische Affektstau, erwischte es mich, und wie! Erstes, kurzfristig ernüchterndes Resultat war ein struppiges Loch in der hohen Hecke, das fatale Ähnlichkeit mit diesen vergilbten Fotos aus dem Ersten Weltkrieg aufwies, die stolz die Wirkung teutonischer Granaten auf die welsche Vegetation vorführten. Logischerweise mußte ich den Rest nun irgendwie angleichen, aber schließlich konnte die Hecke ja auch einen durchgreifenden Schnitt vertragen. Und zwar sofort! Das Unübersehbare, die Tatsache nämlich, daß diese Hecke 1. reichlich lang und 2. reichlich kräftig für Handarbeit war, verdrängte ich kurzerhand. Statt dessen rüstete ich entschlossen mit der großen Astschere

nach und frisierte den ersten Strauch halbwegs in Form. Dann den nächsten ... und so weiter. Alter Liguster ist hart. So knochenhart, daß er früher auch »Beinholz« genannt wurde. Aber für Einsicht war es zu spät: Ich hatte längst alle Hemmschwellen überschritten. Statt zumindest in Erwägung zu ziehen, den Job einem hilfsbereiten Nachbarn, einer elektrischen Heckenschere oder am besten beiden in Kombination anzutragen, begab ich mich in den Clinch mit dem ältesten Strauch direkt am Tor. Dessen handgelenkdicke Mitte widerstand sogar der Astschere, was wiederum meinen Willen zum Endsieg nur noch einmal anstachelte. Das ist ja das Erhebende an der Gartenarbeit: Ich vergaß Zeit, Raum und Steuererklärung. Im Hier und Jetzt gab es nur noch mich und diesen verdammten Liguster. Erst als ich in einem kurzen lichten Moment den befremdeten Blick eines vorbeigehenden Nachbarn wahrnahm, wurde mir klar, daß ich inzwischen in der Hecke hängen mußte wie Terrier Kümmel an der Beute: per Schere fest verbissen, mit ebenso verbissenem Schütteln. Nur das Knurren konnte ich mir eben noch verkneifen, bis der Passant vorbei war. Grinsen mußte ich trotzdem über dieses neue Kapitel aus: Gärtnern seltsam – oder wie ich lernte, den Liguster zu lieben.

»Lieben« ist sicher übertrieben, aber entbehren möchte ich *Ligustrum vulgare* keinesfalls mehr. Dabei war er für mich lange Inbegriff sparsamer Fünfziger-Jahre-Spießigkeit, und im eigenen Garten, das stand fest, wollte ich dieses ökologisch unkorrekte Gewächs niemals haben. Natürlich kam es dann, wie es fast immer kommt: anders. Als ich den Garten bekam, gehörte der uralte Heckenliguster zum wenigen, das das drakonische Hunger-Regiment meines Vorbesitzers überhaupt überlebt hatte. Schon ein bißchen Service honorierte das unverwüsthche Ölbaumgewächs umgehend mit einem Wachstum, das die ausgeprägte soziale Kontrolle rundum bald freundlich auf Abstand hielt. Inzwischen mag ich den Liguster sogar. Mit seiner soliden dunkelgrünen Erscheinung ist er sicher nicht der mitreißende, überschwenglich dekorative Typ, aber Respekt und Dank für seine anspruchslose Hilfsbereitschaft hat er durchaus verdient. Gemessen an der Horror-Botanik, die inzwischen landauf, landab die Grundstücksgrenzen verdüstert, gemessen an Thuja oder Blauer Säulenzypresse Marke: »Die Reihen fest geschlossen«, ist der brave alte Liguster als Heckenpflanze ohnehin schon fast eine optische und ökologische Offenbarung. Immerhin weiß er noch, was Jahreszeiten sind, und die Vögel schätzen ihn als Deckung.

Stehvermögen hat er jedenfalls, in jeder Beziehung: An diesem unvergeßlichen Valentinstag gerieten fünf Minuten Straßenfegen zu mehreren Stunden Nahkampf, Resultat: Unentschieden. Den Liguster bekam ich, nachdem ich in der Hitze des Gefechts auch noch zur Handsäge gegriffen hatte, zwar buchstäblich klein, mußte aber schließlich mangels Kondition und Tageslicht auf die Feinarbeit verzichten. Im Gegensatz zur Hecke konnte sich mein Muskelkater am nächsten Tag dafür wirklich sehen lassen. Kurzum: Es war ein ganz großartiger Saisonauftakt!

Frühling extrem



Die Sturmböe riß die Schuppentür vom Haken und knallte sie zu, daß das alte Holzgebäude in seinen Grundfesten erbebte. Obwohl ich drinnen gerade mit klammen Fingern Hornveilchen eintopfte, sah ich nicht einmal mehr hoch. So blieb wenigstens der Graupelschauer draußen, und Hauptsache, ich konnte überhaupt wieder halbwegs im Garten arbeiten.

So viel so langer Frust war selten. Im März, wenn es unsereinen schon unwiderstehlich zum Wühlen nach draußen zieht, wäre das Revier diesmal allenfalls in Begleitung des legendären Bernhardiners mit Rumfäßchen adäquat begehbar gewesen, Terrier Kümmel dagegen weigerte sich hartnäckig, sich an meinen ungeduldigen Streifzügen rund um vereiste Beete zu beteiligen. Da der April auch nicht besser begann, blieben uns entzugsgeplagten Grünabhängigen nur die

Frühlingsgefühle zum Mitnehmen: die ersten Blumen für draußen.

Sozusagen obligat wären da natürlich die ebenso farbenfrohen wie frostfesten Stiefmütterchen, aber mit ihnen werde ich mich wohl nie anfreunden. Es wundert mich überhaupt nicht, daß sie immer so ernst und so verständnislos aus ihren überdimensionalen, aufgeblähten Gesichtern zu blicken scheinen, sind viele von ihnen doch wirklich ein mitleiderregendes Beispiel dafür, was der Mensch einer arg- und wehrlosen Pflanze so alles anzutun vermag. Kaum zu glauben, daß die armen halslosen Ungeheuer, die diese Saison unter anderem in psychedelisch anmutendem Siebziger-Jahre-Design (gefranstes orangebraunes Zickzack auf Knallgelb) oder gefüllt mit Rüschchen auftreten müssen, enge Verwandte der zierlichen und anmutigen Veilchen sind. Den kleinen, oft sogar noch duftenden Hornveilchen sieht man das glücklicherweise noch deutlich an, und sie auszusuchen war immerhin ein allererster Trost.

Einer allerdings, der den Frustpegel noch höher steigen ließ, denn neben den Blumentöpfen warteten im Schuppen auch die Düngersäcke wie ein Symbol des Neuanfangs auf ihre Stunde. Die schien zu kommen, als die Temperatur schlagartig von minus zehn

auf über plus zwanzig Grad stieg und ich meine aufgestaute Unruhe kaum noch beherrschen konnte. Zwar lagen überall Schneereste, zwar wäre Abwarten vernünftiger gewesen – aber endlich irgend etwas *tun*...! Gegen Mittag zog eine Gewitterwand auf, und der Reiz nahm überhand: Der Regen würde den Kalk doch wunderbar in den Boden waschen! So hetzte ich dann tatsächlich im T-Shirt mit dem Kalkeimer durchs Revier und schaffte es knapp. Für den archaischen Triumph, mit dem ich anschließend den Regenguß aus dem Fenster beobachtete, für das erhebende Gefühl, gerade einen existentiellen Zweikampf mit den entfesselten Elementen gewonnen zu haben, müssen Nichtgärtner vermutlich mindestens zum Freeclimbing in den Himalaya!

Als es gegen Abend wieder sehr warm und dann wieder sehr dunkel wurde, als die nächste schwarze Wand im Westen aufzog, lag es daher auf der Hand, sich der Herausforderung durch das Ungezähmte erneut zu stellen. Diesmal allerdings mit verschärftem Handicap, mit pelletiertem Rindermist. Den zu handhaben ist schon Herausforderung genug: Die dünnen Plastiksäcke sind nämlich, einem ebenso rätselhaften wie offenbar unabänderlichen Naturgesetz folgend, grundsätzlich so konstruiert, daß sie sich zwar an der

dafür vorgesehenen Stelle selbst mit Zähnen, Klauen und Werkzeugen kaum öffnen lassen. Dafür bersten sie aber regelmäßig beim Anheben und ergießen ihren rustikal duftenden Inhalt wahlweise in den Autokofferraum oder, wie in meinem Fall, großzügig über Schuhe und Schuppenboden. So verlor ich, während das Gewitter näher kam, wertvolle Startzeit mit Wiedereinsammeln und mußte mich dann mit Düngereimer und Harke derart beeilen, daß ich nur nebenher registrierte, wie düster es diesmal wurde. Daß mir, während ich die vierte große Clematis fütterte, der Schweiß den Rücken herunterlief, schrieb ich der lange ungewohnten sportlichen Betätigung zu, daß sich die Nachbarn hastig ins Haus verzogen, den bevorstehenden Neunzehn-Uhr-Nachrichten. Der Donner kam näher, der Dünger staubte, aber als mir die ersten heftigen Böen selbst die Pellets wieder entgegenwehten, war ich fertig. Nach Luft schnappend, nach Gülle stinkend und bis zu den Knien graugrün eingestaubt, feuerte ich Eimer und Harke in den Schuppen und wunderte mich, während ich im sturzbachartigen Regen zum Haus sprintete, einen flüchtigen, glücklichen Moment lang darüber, welche merkwürdigen Formen Vergnügen doch annehmen kann, wenn man bloß verrückt genug ist, es am richtigen Ort

zu suchen. Noch weit mehr wunderte ich mich allerdings darüber, daß ich kaum noch gegen den Wind ankam, und dann fiel der Strom aus. Daß ich mit einem veritablen Tornado um die Wette gegärtnert hatte, erfuhr ich so erst am nächsten Morgen. Gottseidank hat uns die Windhose knapp verschont, doch nach einem derart fulminanten Saisonauftakt wird mich das Wetter dieses Jahr hoffentlich nicht mehr groß beeindrucken können, auch wenn's inzwischen schon wieder friert. Wie war das noch, zumindest in diesem Frühjahr der eher speziellen Art? Nur die Harten kommen in den Garten.